

MARKT-SCHAUSPIEL

zum

Nutzen und Vergnügen.

36

Freitag, den 7. September 1821.

Historisches Tagebuch für Krain.

8. September. Krönung Maximilians 2. zum Könige von Ungarn (1563). — 9. Krönung Ferdinands 2. zum römischen Könige (1619). — 10. Franz Carl, Graf von Kaimis, 15. Bischof von Laibach, Auditor Rotae, inthronisiert (1711). — 11. Maria Theresia entflammt die Ungarn zur Vertheidigung der österreichischen Monarchie auf der Versammlung zu Pressburg (1741). — 12. Wien zum zweyten Male von den Türken belagert, wird von dem vereinigten christliche Heere unter dem Pheukönige Johann Sobiesky entsetzt (1685). — 13. Kaiser Leopold 1. läßt sich zu Laibach huldigen (1666). — 14. Krönung eben dieses Kaisers zu Prag (1656).

Das heutige Athen.

Athen, wo einst die Künste und Wissenschaften auf der höchsten Stufe standen, und sich von da aus über ganz Europa verbreiteten, verdient gewiß die ausgezeichnete Aufmerksamkeit der Nachwelt; und da überdies gerade jetzt die politischen Begebenheiten in Griechenland die Theilnahme Aller in Anspruch nehmen, so wird eine kurze Beschreibung der Hauptstadt dieses Landes in ihrem jetzigen Zustande nicht zur unrichtigen Zeit seyn. Ich glaube dem Publicum um so mehr einen angenehmen Dienst zu erzeigen, weil, besonders in Deutschland, noch sehr Wenige genau darüber unterrichtet sind, und sich gewöhnlich die Größe der heutigen Stadt und die Anzahl der dortigen Denkmäler zu gering vorstellen.

Man sucht vergebens die unendliche Menge der herrlichen Tempel und Statuen, die zu Perikles Zeiten die Stadt und Umgegend schmückten: von allen diesen Schätzen ist vielleicht kaum der tausendste Theil den Verwüstungen und Plünderungen der Barbaren entronnen. Doch bin ich überzeugt, trotz alle den Stürmen, die seit 2000 Jahren fast unaufhörlich über Attika ergehen, wird gewiß niemand Athen sehen, ohne von der unerwarteten Anzahl der zum Theil noch so gut

erhaltenen Monumente überrascht zu seyn; und noch weniger es verlassen, ohne vollkommen befriedigt, ohne einzückt zu seyn über die grandiose Orgel und den reinen griechischen Himmel.

Den Tag, als ich nach einer langen beschwerlichen Reise endlich zu Athen anlangte (es war der 18. December 1813), halte ich für den glücklichsten, die Zeit meines dortigen Aufenthaltes für die genussreichste meines Lebens. Ein heiliger Schauer ergriff mich, als ich von Korinth kommend, zuerst die ehrwürdige Akropolis erblickte, mich der Küste von Attika immer mehr näherte, und endlich in den Piräus, den Hafen meiner Wünsche einließ.

Ich bitte meine Leser, hier mit mir ans Land zu steigen, und so will ich Sie dann, als Cicerone, an den Herrlichkeiten Athens schnell vorüber führen.

Athen hatte bekanntlich drey Häfen, Piräus, Mynchia und Phalerus. Ersterer ist sehr geräumig, und selbst noch jetzt ziemlich besucht; letztere sind ganz klein, und für unsere heutigen Schiffe unbrauchbar. An vielen Orten sieht man noch die Fundamente der ehemaligen Einfassungen und viel altes Gemäuer, Rudera der piraischen Vorstadt. Die sogenannten langen Mauern zogen sich nordöstlich nach der Stadt, welche zwey

Stunden vom Piräus und eine Stunde vom Phalerus entfernt ist. Der Weg dahin führt größtentheils auf den hier und da noch sichtbaren Fundamenten der nördlichen langen Mauer fort, und durchschneidet in schräger Richtung die Ebenen, welche sich vom Meere bis weit jenseits der Stadt hinaufziehen, und westlich durch eine hohe Gebirgskette begrenzt wird.

Wenn wir vor die weitläufigen Olivenpflanzungen, Weingärten und Felder, womit diese Ebene bedeckt ist, hinausgekommen sind, so haben wir die Akropolis mit dem Minerventempel schon ganz nahe; von der Stadt aber sehen wir noch nichts; sie wird eben durch die Akropolis und mehrere Hügel nach der Seeseite zu verdeckt. Um so überraschender ist der Anblick, wenn wir um den letzten Hügel beugen, und mit einem Male Athen in seiner ganzen Ausdehnung erblicken.

Lassen Sie uns einen Augenblick bey diesem imposanten Bilde verweilen. — Ganz nahe, doch schon innerhalb der Stadtmauern, laßt uns der schon erhaltene Theseustempel entgegen. Hinter demselben erhebt sich die Akropolis, in deren Mitte der majestätische Minerventempel, und nördlich von demselben der kleine Tempel der Minerva Polias mit dem Erechtheum über die türkischen Mauern hervorragen. Von den Propyläen, welche die westliche, uns zugekehrte Seite der Burg einnehmen, zeigt sich gerade der nördliche, am besten erhaltene Flügel, und unter demselben erkennt man die ganz alten Substructionen. Neben in der Felsenwand ist die Höhle des Pan und Apollo; und gerade vor den Propyläen ist der Felsenvorsprung, worauf ehemahls das Gerüst des Areopagus gehalten wurde. Zu unserer Rechten haben wir die kegelförmige Spitze des Anthesmus; und von der Akropolis bis zu dieser schließt den Hintergrund der bienenreiche Hymettus, dessen sanfte Linien und grüne kräuterreiche Abhänge einen wohlthätigen Contrast mit den nackten, schroffen Felsenwänden der Akropolis und des Anthesmus machen. Die Stadt zieht sich am nördlichen Abhänge der Akropolis hin, und nimmt einen Theil der Fläche gegen den Anthesmus ein. Einen starken Gegensatz mit den prachtvollen Marmordenkmahlen der Vorzeit machen die kleinen hölzernen Häuser, und besonders die Moscheen mit ihren Kuppeln und Minarets, und zeigen dem Fremden in einem Blicke den

Unterschied der ehemahligen und jetzigen Bewohner Athens. Die Palmen und Cypressen, welche hier und da über die Häuser hinausragen, sind eine angenehme Ersehnung, weil es die einzigen Bäume sind, die das Auge hier erblickt, den Oehlwald hat man im Rücken.

(Die Fortsetzung folgt).

Einiges über die Moldau und ihre Bewohner.

(Fortsetzung).

Das weiße Tuch auf dem Kopfe ist noch feiner als das Hemd. Es ist das Meistenstück ihrer weiblichen Hausarbeit, meistens weiß, öfters aber auch mit Farben gefärbt, oft sehr geschmackvoll mit eingearbeiteten Verzierungen an den Rändern geschmückt, aber die Art, wie sie dieses Tuch ohne Spiegel oder sogar ohne Stachel auf den Kopf zu falten wissen, macht ihrem Geschmack wirklich Ehre. Es hält den Kopf mehr oder weniger nonnenartig, aber ohne Spannung, ohne Zwang ein, hängt ihnen etwas herab, und ist vorne am Hals bis zur halben Brust in eine Menge artiger Falten geschlagen, deren Enden wieder gewöhnlich auf der linken Schulter liegen. So sieht man Weiber und Mädchen zur Kirche und zur Stadt kommen, und so sieht man sie auch auf dem Felde arbeiten. Manche tragen, besonders wenn das Wetter kälter ist — eine Art Weste ohne Ärmel von einem hellen Seidenzeug, gewöhnlich an dem Saume mit schmalen Pelzwerk verbrämt. — Mit diesem wirklich reizenden Anzuge stehen die nackten Füße auffallend ab, vorzüglich wenn es korbig ist! — Nur an Feiertagen und im Winter ziehen die Weiber Stiefeln von gelbem starken Marokin an. Aber dann hängt die Moldawerin einen häßlichen weißen Schafpelz um, welcher Wuchs und Formen gänzlich verbirgt. Die Weiber der reicheren Bauern und der Wirtschaftsbeamten tragen ein hemdartiges langes Kleid von gestreitem Zeuge, mit einem farbigen, wollenen Gürtel, welcher geschmacklos tief unten um die Lenden gewunden ist, und über dieses Kleid einen kurzen Talac von hellfarbigem Seidenzeug mit kurzen weißen Ärmeln und verbrämt mit schmalen Pelzwerk. In den höheren Ständen trägt sich die Dame vom Range durchaus nach französischer Mode. Wahre Reichthümer

haben diese an den sogenannten echten Shawls, wovon sie mehrere, jeden ungefähr zu 150, 200 bis 300 Ducaten im Werthe, in ihrer Garderobe haben. — Unter dem Mittelstande des Adels aber haben Matronen von strengen Sitten für sich und ihre Töchter noch eine sehr abgeschmackte Kopfbedeckung beibehalten. Das Haar wird stroff von der Stirn zurückgestämmt, und ungeputzt hinten in einen Zopf geflochten. Dann bedeckt den Kopf ein rundes Käppchen, wie es jeder Türke und jeder Moldauer ununterbrochen auf dem Kopfe trägt, nur mit dem Unterschiede, daß so wie jenes der Männer immer dunkelroth, jenes der Weiber immer weiß ist. Wo endlich die Ränder dieses Käppchens am Kopfe liegen, ist ein kleines gefärbtes Tuch von Musselin, nur etwa zwey Finger breit zusammengelegt, um den Kopf gewunden, und hinten ganz einfach in einen Knoten gebunden. Die übrige Kleidung ist nach französischem Schnitte, was um so mehr mit dem originalen Kopfnuz abtrifft. Kostbare Shawls sind auch unter dieser Classe nicht selten.

Die Tracht der Männer von hohem Range ist äußerst kostbar, und durchaus orientalisches. Das Haupt trägt der Moldauer und der Grieche glatt geschoren, und bedeckt es zuvörderst mit dem rothen türkischen Käppchen. Sein Unterkleid ist von kostbaren Seidenstoffen, und der weite Dalar mit den offenen, nur zu den Ellenbogen reichenden Ärmeln vom feinsten englischen Tuche, oder von kostbaren persischen Woll- und Seidenzeugen. Auf dem Unterkleide trägt er einen echten Shawl, von 100 bis 200 Ducaten im Werthe, als Gürtel, und hat ihrer wohl Duzende zur Abwechslung. Den Kopf bedeckt eine, den türkischen Turban vorstellende, leichte müllige Mütze von grauen Lämmerfellen, sehr oft aber auch ein, ganz turbanähnlich, um den Kopf gewundener Shawl, um sich wenigstens in einiger Entfernung für einen Türken halten zu lassen. Scharlachrothe türkische Feinkleider und gelbe Pantoffeln von Marokkin mit Sohlen von eben demselben Leder, vollenden den Anzug. Die Liebe zur Kleiderpracht scheint groß zu seyn, und ein vornehmer Wosar zeigt sich wohl in einem Tage in zwey bis drey verschiedenen Ober- und Unterkleidern, wovon eines das andere an Reichthum übertrifft. Kostbare Pelzwerke, meistens Zobele, werden von den Reichen nur im Winter getragen; dagegen trägt der Mann von Adel, zwey,

ter Classe, Jahr aus Jahr ein, meist seidenes, mit Hermelin gefüttertes, und sehr breit ausgeschlagenes orientalisches Oberkleid mit kurzen Ärmeln. Das Recht, sich das Barthaar wachsen zu lassen, ist ein anschließendes Privilegium der Wosaren, daß ist, des Adels vom ersten Range, worauf dieser sehr eifersüchtig ist. Nur die Geistlichen und Juden dürfen sich auch dieses so wenig beneidenswerthen Vorrechtes bedienen. Nur diejenigen, die den Bart tragen, dürfen auch, wenn sie nicht eben wirklich Stellen im Divan begleiten, im Rathssaale erscheinen, und sich sogar setzen. Wer keinen Bart hat, muß hart an der Thüre stehen bleiben, und darf keinen Schritt gegen die Mitte des Saales machen. Der Bart macht den Moldauer und Griechen eintrittsfähig beym Hofe des Fürsten.

So viel von der Außenseite der Moldauer, von ihrer innern läßt sich nicht viel Gutes sagen. Geistes- und Moralität, diese Seelenfarben, welche allein den Werth eines Volkes bestimmen, und deren erstere der wichtigste Maßstab zur Erforschung des Nationalcharakters ist, sind in der Moldau erotische Pflanzen, die nur hier und da, wie in einem Treibhause getroffen werden. Das Landvolk hat die größte Neigung zum Hirtenstande, es ist faul und arbeitsscheu. Der Ackerbau behagt demselben nicht sonderlich, auch wird es nie Fortschritte darin machen. Dagegen zeigt es seinen Hang zur Viehzucht um so entsprechender. Auch sind bekanntlich die moldauischen Pferde und Ochsen eine der vorzüglichsten Arten dieser Thierfamilien. Dorfschulen finden sich in der ganzen Moldau nicht, ja selbst an Religionsgrundsätzen bleiben Kopf und Herz des Bauern leer. Aber dafür sind auch Diebstahle, Raub und Mord so häufig, als sie schwerlich in einem andern Lande sind. Man nimmt an, daß jährlich im Durchschnitte bey zwanzig tausend Stück Ochsen und Pferde gestohlen werden, und jede Stadt hat unter der Benennung Prias ein eigenes nicht unbedeutendes Einkommen, welches bloß vom Verkaufe des, verdächtigen Leuten abgenommenen, und nicht zurück geforderten Viehes, entsteht. Nirgends befindet sich der Landmann in öconomischer Hinsicht besser als in der Moldau. Zwölf Frohntage im Jahre, und der Zehent sind alles, was er einem, noch gegenwärtig in der Moldau und selbst in der Bukowina bestehenden, Gesetze des Fürsten Schika zu Folge seinem Grund-

Herren zu leisten schuldig ist. Der moldauische Bauer scheint seine Diebstähle, seine Plünderungen aus bloßer Langeweise und aus Muthwillen auszuüben. Leider ist es gar nichts Seltenes, Fehler, Theilnehmer und Beförderer solcher Unfuge, unter der Classe der Gutspächter (moldauische und armenische Emporkömmlinge), der Dorfrichter, und selbst unter den Geistlichen zu finden, welche letztere überhaupt noch eine äußerst unwissende, rohe und immoralische Menschenclasse sind, und sich, selbst in der Bukovina, wo seit den Zeiten Joseph des II. eine eigene Clericalschule für sie gestiftet ist, im Ganzen noch sehr wenig über den niedrigsten Stand menschlicher Bildung erheben. Überhaupt steht der Moldauer, selbst jener der höheren Stände, nicht im Rufe strenger Reclitheit, und was die Griechen anbelangt, so haben diese daselbst den Ruf der Meisterschaft in der Verstellung zu behaupten gewußt.

(Der Beschluß folgt).

Papier aus Stroh und aus Lumpen ohne Fäulniß derselben zu machen.

(Aus der Handlungs Zeitung).

Nachstehendes ist das Verfahren des Herrn Seguin in Paris, bey der Bereitung des Papiers aus Stroh. Er erhielt 1801 dafür ein Patent.

Das Stroh wird zerstoßen, eingeweicht mit Kalkwasser oder mit Soda, oder mit ägender Pottasche vermischt und so lange liegen gelassen, bis es einen bindenden Teig darstellt. Dieser Teig wird im Stampfer oder im Cylindrer gewaschen, gestoßen, und dann auf die gewöhnliche Art Papier aus ihm geschöpft. Das Papier ist etwas gefärbt.

Will man schönes Papier erhalten, so trennt man die Knoten oder die Rinde ab, aus der man dann auf dieselbe Art geringeres Papier machen kann.

Um noch weißeres Papier zu erhalten, bleicht man den Teig mit oxydirter Salzsäure, und wäscht ihn zuletzt mit etwas verdünnter Schwefelsäure aus.

Auf dieselbe Art kann man Papier aus Flach, Hanf, abgefallenen Baumblättern, Aloe, Rohr, Zuckerrohr, Baumrinden und andern Pflanzen-

theilen, vornehmlich aber aus dem Geschlechte der Gräser, Palmen, Lilien, Malven, bereiten.

Will man ohne Fäulniß aus Lumpen Papier machen, so lasse man sie in Kalkwasser, oder in einer Auflösung von Soda ägender Pottasche, oder in einer mit 30 Theilen Wasser verdünnten Schwefelsäure, und in jeder andern verdünnten Mineralsäure weichen, sie so lange darin, bis sie gehörig verändert sind, wasche sie dann, mache sie zu Teig und bereite Papier daraus. Soll dieses weißer werden, so bleicht man ihn mit oxydirter Salzsäure.

Verboth geistiger Getränke auf St. Domingo.

H a n t i. (1) Eins der neuesten Verbothe betrifft die Einfuhr aller spirituellen Getränke, „solche Gifte“ heißt es im dießfälligen Edicte, „würdigen den Menschen zum Vieh herab, und legen ihm Worte auf die lallende Zunge, die zum Brudermorde, zum Hass der vorgesezten Behörden, zum Bürgerkriege führen. Ein Besoffener ist gefährlicher, denn ein reisendes Thier; und dem Apotheker zu bestrafen, der in seiner Offizin das Opium nicht verschließt, eine Brantweinchenke aber zu privilegiren, ist so folgewardig, daß hier eine solche Inconsequenz nicht Statt finden soll. Unsere vorige gesetzgebende Gewalt kannte das Unwesen nicht, welches in den öffentlichen Zusammenkünften der gemeinen Volksclassen, der Brantwein und der Spiritus bewirkte. Religion und Staats-Verfassung, Bürgerpflicht, häusliches Glück, Tugend und Unschuld, Alles wird dem rohen Spotte, dem ungewaschenen Raifonnement einer solchen Gesellschaft von Trunkenbolden preisgegeben, und die Ansicht, daß dergleichen Getränke dem gemeinem Manne zur Subsistenz unentbehrlich seyen, ist ein Vorurtheil, das sich durch die Thatfache widerlegt, daß Millionen Menschen leben, gesund sind, und alt werden, die den Brantwein und alle mit diesem verwandten Gifte nicht dem Nahmen nach kennen.

Auflösung des Anagramms in Nr. 55.

E n d e. E d e n.